

MANISHA AMIN

*Der Klang der
Sehnsucht*

it

ROMAN



insel taschenbuch 4121
Manisha Jolie Amin
Der Klang der Sehnsucht



MANISHA JOLIE AMIN

Der Klang der Sehnsucht

Roman

Aus dem Englischen
von Ursula Gräfe

INSEL VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
Dancing to the Flute bei Allen & Unwin, Sydney.
Copyright © 2012 by Manisha Jolie Amin
Published by Arrangement with Manisha Jolie Amin
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
Umschlagfotos: Robert Harding Images / Masterfile; iStockphoto

insel taschenbuch 4121

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2012

© Insel Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35821-3

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

Meinen Lieblingen
Shekha, Shivali, Tara
und meinem Sohn Sohum
gewidmet

Der Klang der Sehnsucht

TEIL 1

ALAP

Als Alap beziehungsweise Jor wird die langsame, meditative Einleitung eines Raga bezeichnet. Der Alap hat noch keinen festgelegten Rhythmus. Erst der ihm entspringende Jor führt ihn behutsam ein und dient dazu, sich der Stimmung und den Besonderheiten eines Raga anzunähern. Noch setzen die begleitenden Instrumente nicht ein. Aufgabe des Alap ist es, die Zuhörer langsam und präzise an die verschiedenen Töne des Raga heranzuführen und ihm deren Beziehung zueinander zu offenbaren. Ein gut dargebotener Alap vereint den Musiker und seine Zuhörer in gemeinsamer Hingabe an den Geist des Raga und das Göttliche.

Guruji

KAPITEL 1

Selbstvergessen blickte Kalu hinauf in den Banyanbaum. Er bemerkte weder den Mann, der sich unter den schattenspendenden Ästen des Baumes zu einer Rast niedergelassen hatte, noch irgendein Geräusch. Als der Junge schließlich das vollkommene Blatt entdeckt hatte, machte er sich daran, auf den Baum zu klettern.

Mit dem rechten Fuß klammerte er sich an Luftwurzeln und Ästen fest, während er sich mit den Zehen des linken am Baum vorantastete, wie ein Blinder mit seinem Stock. Der alte Banyan schien zu jeder Hilfestellung bereit. Die rauen Furchen seiner Rinde und die gebogenen Äste gaben dem Kind Halt bei seinem Aufstieg zu dem begehrten Blatt. Es war geschmeidig, frisch und grün wie eine reife Limone und hatte die Größe von Kalus Hand.

Nachdem der Junge es sich zwischen den Ästen bequem gemacht hatte, pflückte er das Blatt und rollte es zu einer winzigen Flöte zusammen. Er drückte das Röhrchen mit den Zähnen zusammen und blies hinein. Ein Windstoß bemächtigte sich des hellen, süßen Tons und trug ihn hinunter in den Ort, wo er die schrille, aus den Läden quäkende Filmmusik und den Dreiklang der um den Luftraum wetteifernden Lastwagenhupen überwand, schließlich das Klingeln der Fahrräder durchdrang und sich aus dem Städtchen hinaus und hinunter zu den Felsen am Fluss schlängelte.

Die Frauen, die dort rhythmisch die Wäsche schlugen, hielten einen Moment inne, während Kalu, in die Arme des alten Banyan geschmiegt, sein Spiel fortsetzte.

Der Mann unter dem Baum entspannte seine Schultern und lehnte den Kopf an die schattige Rinde. Als der Junge aufgetaucht war, hatte er seine spontane Rast schon bereut. Er wollte ungestört sein und verhielt sich deshalb möglichst still. Er war

froh, als der Kleine auf den Baum kletterte, statt umherzulaufen. Von seinem Platz aus hatte der Mann eine gute Aussicht über die Felsen bis zur Narmada auf der einen und bis zum Ort auf der anderen Seite. Das Flötenspiel des Kindes trug ihn fort von der Hitze des Tages und brachte ihm die Frische des Morgens zurück.

Der Junge, dessen Aufmerksamkeit der Mann so bemüht auswich, war dünn wie ein Schilfrohr. Er sah nicht älter aus als zehn, war wahrscheinlich noch ein paar Jahre jünger. Sein staubiges Gesicht wirkte welk und erinnerte an eine überreife Chiku mit ihrer faltigen Schale, die für eine größere Frucht gemacht schien. Das Kind war eigentlich noch zu klein, um die ungewöhnlichen und kräftigen Töne hervorzubringen, die aus dem Baum erklangen.

Kalu blieb noch einige Minuten sitzen. Die kühlenden Blätter des Banyan boten ihm Schutz vor der Mittagssonne. Sein Magen knurrte bei dem Gedanken an etwas Essbares, und er wusste, wenn er nicht hungern wollte, musste er hinuntersteigen und sich ein paar Bissen erbetteln. Seine letzte Mahlzeit hatte er bekommen, bevor er sich diese schlimme Wunde am Fuß zugezogen hatte. Und das lag schon eine ganze Weile zurück.

Es war in einer jener mondlosen Nächte geschehen, die Kalu so verabscheute, weil er dann stets Alpträume hatte, aus denen er verängstigt und am ganzen Leib zitternd erwachte, obwohl er sich an ihren Inhalt nicht erinnern konnte. Aber die Furcht, die sich in seinem mageren Körper hielt, war so groß, dass er sich fast erbrechen musste. In der bewussten Nacht hatte er an seinem Stammpfad hinter dem Pan-Bidi-Lädchen geschlafen, der ihm die Nähe von Menschen und zugleich ein sicheres Versteck bot. Er lauschte den Filmhits, die aus den Lautsprechern vor dem winzigen Laden gellten, dem Brummen des Generators und den lauten, etwas wirren Diskussionen der Männer, die dort ihre Bidi oder Zigaretten rauchten oder Pan kauten. Sie sprachen über Politik, Filme und Frauen, nur Religion war tabu.

Der Lärm hielt in der Regel die fast bibergrößen Ratten fern, die mitunter vom Fluss heraufkamen und mit ihren scharfen Zähnen jeden Draht durchbeißen konnten. Bei dem Gedanken, sie könnten sich über seine Finger oder Zehen hermachen, wenn er schlief, packte Kalu blankes Entsetzen. Aber hinter dem Lädchen fühlte er sich sicher.

Der kleine Vorplatz bestand aus geborstenem, mit rotem Betsaft bespritztem Beton. Jaya-shri Ben, die Frau des Panwalla, kreischte jeden Morgen wie ein grüner Sittich auf ihren Mann Ravi ein, wenn sie den Boden sah. Für Kalu war ihr Geschrei ein vertrautes, alltägliches Ritual. Es beruhigte ihn, und wenn er Glück hatte, gab Jaya-shri Ben ihm ein paar Paise dafür, dass er den Boden säuberte, bevor er seine Botengänge erledigte. Je nachdem, wie sie gelaunt war.

Kalu schlief nie sehr tief, aber in jener Nacht war er sehr müde gewesen. Er hatte den ganzen Tag Waren für den Vorratsladen im Basar ausgeliefert. Die Arbeit war schwer, vor allem wenn er die Säcke zu den am Hang gelegenen Häusern der Reichen hinaufschleppen musste. Am Abend war er wie immer mit einem kleinen, scharfen Stein in der Hand eingeschlafen.

Später, am frühen Morgen, als es noch kühl war, hatte er einen beißenden Schmerz an seinem Fuß verspürt. Wie ein glühendes Messer hatte es sich angefühlt. Kalu sprang auf, ließ den Stein fallen und stürzte gleich wieder zu Boden, weil sein Fuß ihn nicht trug. Doch weit und breit war kein Angreifer zu entdecken: kein Mensch, keine Schlange, kein Skorpion. Im schwachen Licht des Pan-Bidi-Lädchens und der Morgendämmerung sah er, dass sein Knöchel rot angeschwollen war und blutete. Bis zum Mittag war seine Ferse mit eitrigen Schwären bedeckt, und das Gelenk fühlte sich steif an, so als wären die Knochen miteinander verschmolzen.

Bis dahin hatte Kalu sich seinen Lebensunterhalt mit Feldarbeit und Botengängen verdient. Doch nun konnte er nicht

mehr schnell laufen, ja nicht einmal mehr gehen, ohne zu hinken, so blieb ihm nichts anderes übrig, als zu betteln.

Die Wunden eiterten immer weiter. Nichts half, weder ständiges Waschen noch die Paste, die der Panwalla ihm gegeben hatte. Nach einigen Tagen gewöhnte Kalu sich an den süßlichen, fauligen Geruch, der ihn wie ein billiges Parfüm umwehte. Andere allerdings waren nicht so unempfindlich. Einst hatten die Nachbarn gelächelt, wenn sie Kalu munter ausschreiten sahen oder ihn pfeifen hörten, während er von Auftrag zu Auftrag rannte. Jetzt wandten sie sich ab, pressten ihre Taschentücher an die Nase und scheuchten ihn, mit den Händen wedelnd, aus ihrer Reichweite.

Der Gestank führte auch Jaya-shri Ben zu Kalus Unterschlupf hinter ihrem Laden. »Mach, dass du wegkommst! Du vertreibst mir ja die ganze Kundschaft, du Schmutzfink! Wasch dich! Weißt du denn überhaupt nicht, was sich gehört?«, keifte sie, eine Hand resolut in die Hüfte gestemmt, während sie ihn mit der anderen davonscheuchte.

»Geh gefälligst mal zum Gemeindefeldarzt, Kalu«, zeterte Ganga Ba, eine robuste, ältere Dame mit scharfen Augen und noch schärferer Zunge.

Seit seinem ersten Tag in Hastinapore trug Kalu Ganga Bas Briefe zur Post. Damals vor zwei Jahren war er nach langer Wanderschaft völlig verstört und entkräftet dort angekommen. Sein Hals hatte so geschmerzt, dass er Ganga Ba um etwas Milch bat. Dafür hatte sie ihn zur Post geschickt. Und weil er offenbar sein Gedächtnis verloren hatte und sich nicht einmal mehr an seinen Namen erinnern konnte, hatte Ganga Ba ihn wegen seiner schwarzen Haare und sonnenverbrannten Haut Kalu getauft. Es sei entwürdigend, jemanden einfach »Junge« zu rufen, hatte sie erklärt. Zumindest einen Namen habe doch jeder verdient. Außerdem, wie sollte er sonst wissen, welchen Jungen sie meine? Obwohl Kalu der alten Dame seinen Namen verdankte, weigerte er sich strikt, den Gemeindefeldarzt aufzusuchen. Er hatte gese-

hen, was der »Dakter« bei anderen Patienten angerichtet hatte. Jasumati, die Frau des Süßwarenhändlers, war ziemlich knauserig und hatte ihre Schwiegermutter zu ihm gebracht, als die Zehen der alten Dame schwarz geworden waren. Doch statt ihre Zehen zu heilen, hatte der Dakter ihr den ganzen Fuß abgesägt! Außerdem wusste jeder, dass der Mann mehr trank, als dass er praktizierte. Und Kalu war häufig Zeuge geworden, wie Alkohol auf die Menschen wirkte. Manche gebärdeten sich wie Komiker in einem Film. Anderen musste man aus dem Weg gehen, um keine Prügel zu beziehen. Diesem Trunkenbold von Dakter würde er seinen Fuß jedenfalls nicht anvertrauen.

So machte sich Kalu auf den Weg zum Banyanbaum. Hier konnte er ungestört sitzen und auf einem Blatt Flöte spielen. Zwar konnte er von seinem Platz auf dem Baum den Ort nicht sehen, aber er hatte einen schönen Ausblick über die felsigen, von Bäumen und Feldern gesäumten Ufer der Narmada. Hier und da ragte die weiße Kuppel eines Tempels auf, jede mit einem farbigen Wimpel geschmückt. Kalu hatte gehört, an diesem Teil des Flusses stünde pro Meile ein Tempel. Wenn er genau hinschaute, konnte er all die Pfade, künstlichen Treppen und durchbrochenen Klippen erkennen, die einen Weg hinunter zum Fluss ermöglichten, der in weit ausholenden Schlaufen dahinströmte. Sogar seinen Freund Bal, den Hütejungen, der seine Büffel zur Tränke führte, konnte Kalu sehen. In der Ferne arbeiteten die Bauern auf den Feldern, braunen Fleckchen Erde, die sich durch üppiges Grün zogen.

Als die Frauen mit ihren Körben voll nasser, sauberer Wäsche auf den Köpfen nach Hause gingen, beschloss Kalu, den Baum zu verlassen. Vorsichtig begann er den Abstieg, streichelte die schrundige Rinde und freute sich an der Rauheit der knorrigen Äste. Bald würde er nicht einmal mehr seinen alten Banyan hinaufklettern können.

Der Mann am Fuß des Baumes schlug die Augen auf, als Kalu sich wieder auf die Erde hinunterließ. »Spielst du nur für die

Götter da oben, oder kannst du auch auf der Erde spielen?«, sprach er ihn an.

Überrascht hielt Kalu sich am Stamm fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Der Mann, der auf einem baumwollenen Tuch saß, wirkte groß. Er trug eine traditionelle Kurta statt eines westlichen Oberhemds, und seine Sandalen waren neu und robust, wenn auch der Koffer, den er bei sich hatte, ziemlich mitgenommen wirkte. Mit etwas Glück würde er Kalu vielleicht eine Mahlzeit spendieren.

»Wenn Ihnen mein Spiel gefallen hat, Sir, geben Sie mir doch ein paar Paise . . . Ich hab solchen Hunger.« Kalus Worte machten die letzten Töne seiner Melodie zunichte.

Der Ausdruck des Mannes wurde hart. »Du bettelst?«

»Mein Fuß.« Kalu wedelte mit seinem Fuß und hoffte, der Geruch würde den Mann zu einer hastigen Spende ermuntern.

»Ich kann nicht mehr arbeiten, Sir . . . nur ein paar Paise.«

Der Mann musterte den stark entzündeten Fuß. Eitrige Schwären bedeckten fast die ganze Ferse und einen Teil des Knöchels. Offensichtlich bestand das Problem nicht erst seit gestern. Mühsam hielt der Junge das Gleichgewicht mit den Zehen und schwankte dabei wie ein Papierdrachen im Wind. Der Mann hatte seit langem keine derartige Entzündung zu Gesicht bekommen. Als er dem Jungen in die Augen sah, kam dessen Körper zur Ruhe. Als Kalu etwas sagen wollte, lächelte der Mann.

»Hör zu, Beta. Wie wär's, wenn ich dich behandle, statt dir Geld zu geben?«

Kalu wich einen Schritt zurück. »Ich brauche keine Behandlung.«

»Dein Fuß schon.«

»Wieso meinen Sie, Sie könnten ihn wieder heil machen, wenn bis jetzt nichts geholfen hat?« Behutsam, um nicht an die Wunde zu kommen, schlang Kalu seinen gesunden Fuß um seinen kranken. Der Mann sollte ihm bloß keine Versprechungen machen, die er nicht halten konnte.

»Ich bin ein Vaid, ein Heiler. Anderen Menschen zu helfen ist mein Beruf. Versprechen kann ich dir natürlich nichts. Zuerst müsste ich mir deinen Fuß mal ansehen. Viel hängt auch davon ab, wie genau du meine Anweisungen befolgen würdest. Und zwar alle. Krankheiten können viele Formen annehmen. Ihr äußeres Erscheinungsbild ist oft das am wenigsten Komplizierte daran.«

Während der Mann sprach, musterte Kalu den abgewetzten Koffer. Malti, Ganga Bas Dienstmädchen, hatte ihm einmal erklärt, was ein Vaid war. Anscheinend hatte so einer Ganga Bas Schwester geheilt, als sie Krebs hatte. Dabei hatte sie nicht einmal gemerkt, dass sie Krebs hatte. Malti hatte gehört, wie Ganga Ba ihren Freundinnen erzählte, dass die Vaidis viele Dinge wussten, die die meisten Menschen in Indien vergessen hatten. Zumindest schnitten sie die Leute nicht auf oder sägten an ihren Knochen herum. Dieser Mann hier hatte auch keine Fahne wie der Gemeinde-Dakter. In seinem Gesicht war etwas, das Kalus Vertrauen weckte, obwohl er Fremden gegenüber sonst äußerst misstrauisch war. Er überlegte, ob er den Mann schon einmal irgendwo gesehen hatte.

Kalu lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm und hielt den Fuß so, dass der Gestank nicht mehr in die Richtung des Vaid wehte. »Ich habe kein Geld. Ich kann Ihnen nichts zahlen.« Kalus Stimme war rein und wohlklingend, wenn er nicht bettelte. »Früher habe ich gearbeitet, aber jetzt will mich keiner mehr.«

»Und deine Eltern?«

»Ich habe keine.«

»Hast du denn keine anderen Verwandten, mein Junge? Bist du ganz allein?«

»Ich bin eines Tages irgendwo unter einem Baum aufgewacht. Dann bin ich bis hierher gewandert. Seitdem bin ich in Hastinapore.« Kalu erwähnte weder das schwindlige Gefühl, das er an dem Tag gehabt hatte, noch die Träume, die ihn seither verfolgten. »Aber allein bin ich nie.« Kalu lachte.

Das spontane Lachen des Jungen ließ ihn so kindlich aussehen, wie es seinem Alter entsprach. Er zählte an den Fingern ab, wer »alle« waren. »Meine Freunde von da, wo ich schlafe, und Malti, die bei Ganga Ba arbeitet. Und Ganga Ba. Sie hat mir meinen Namen gegeben – Kalu. Und Bal, der Junge, der die Büffel hütet und noch mehr stinkt als ich – obwohl er keinen schlimmen Fuß hat. Und viele andere.«

»Kalu? Kalu, der Schwarze, wie Krishna – und du spielst sogar Flöte wie er.«

Kalu ließ sich neben dem Vaid nieder und vergaß dabei völlig, dass sein Fuß die meisten Menschen in die Flucht geschlagen hätte. Er mochte den Mann. Er konnte sich nicht erinnern, dass ihn schon jemals jemand Beta – Sohn – genannt hatte.

»Ich spiele doch nur auf Blättern. Das kann man ja nicht Flöte nennen. Und jetzt kann ich wegen meinem Fuß nicht mal arbeiten.«

Der Vaid lächelte. Er erkannte eine gewisse Mischung aus Anpassungsfähigkeit, Kraft und Fröhlichkeit in den Augen des Jungen. Dies waren die Eigenschaften von Bambus. Er kannte diesen Ausdruck, er hatte ihn viele Jahre zuvor bei seinem Bruder gesehen.

»Mach dir keine Gedanken, denn die Bezahlung, die ich verlange, hat nichts mit Geld zu tun.« Der Vaid zog seinen Koffer über die Erde auf eine freie Stelle unter dem Baum, so dass ein Dreieck entstand: er, Kalu und der Koffer. »Lass mich mal schauen, wie weit die Entzündung fortgeschritten ist. Her mit dem Fuß.«

Als Kalu ihm den Fuß entgegenstreckte, schrie plötzlich eine empörte Stimme: »He da! Junge, verschwinde! Was fällt dir ein, den Meister zu belästigen? Mach, dass du wegkommst, Dreckspatz!«

Kalu stolperte über den Koffer, als er versuchte, sich hinter dem Vaid zu verstecken. Er stöhnte auf, als er mit der Ferse an eine aufragende Wurzel stieß.

»Beruhigen Sie sich, Bhai. Der Junge ist mein Patient. Ebenso wie Ihre Gattin«, sagte der Vaid.

Kalu duckte sich hinter ihn und machte sich bereit, die Flucht zu ergreifen. Der erboste Mann trug polierte, zu eng wirkende Schnürschuhe und Socken, die weiß sein sollten, aber die graubraune Farbe einer Mischung aus Schuhcreme und dem stauigen Boden angenommen hatten.

»Aber Meister, unser Baby kommt. Wie können Sie Ihre kostbare Zeit an so einen Tagedieb verschwenden!«, sagte der Mann, ohne Kalu eines Blickes zu würdigen.

»Zeit wird erst kostbar, wenn man sie weise nutzt. Kalu braucht meine Hilfe dringender als viele andere. Ich behandle ihn ebenso wie jeden, der meine Hilfe benötigt.«

Kalus Schultern entspannten sich bei diesen Worten. Dem Jungen war durchaus bewusst, dass viele ein besseres Leben führten als er, dennoch war ihm nie der Gedanke gekommen, nicht tun zu dürfen, was ihm gefiel. Für einen Tagedieb hatte er sich auch nie gehalten. Nicht in dem Sinne, wie der wütende Mann es tat. Kalu lebte zwar nicht in einem festen Haus, aber er war ein guter Läufer und konnte arbeiten. Zumindest, bis er sich die Wunde zugezogen hatte. Vielleicht konnte der Vaid ihn ja wirklich heilen. Selbst dieser wütende Mann schien große Achtung vor ihm zu haben.

»Bitte, Meister, meine Frau. Das Baby. Wir brauchen Sie.« Der Vaid wandte sich um und schloss seinen Koffer. Der Mann schien sich etwas zu beruhigen.

»Beta«, sagte er im Aufstehen zu Kalu, »Babys können leider nicht so lange warten wie kleine Jungen. Komm heute Abend gleich nach Sonnenuntergang zu Ganga Bas Haus. Dort fragst du nach mir. Ich sage ihr vorher Bescheid. Vergiss es nicht. Ich brauche sowieso noch ein paar bestimmte Kräuter für deinen Fuß. Hier.« Er drückte dem Jungen einen Zehn-Rupien-Schein in die Hand.

»Aber ich –«